

In freier Stunde

Robinson kehrt heim

Ein Roman zwischen Gestern und Morgen von Hans Heyd

(Nachdruck verboten)

Urheberschutz bei Koehler & Amelang, Leipzig, 1934

Erstes Kapitel

Am Morgen des 20. Juni 1932, drei Tage nachdem der neue Reichskanzler von Papen das Verbot der SA. und der SS. aufgehoben hatte, bewegte sich, wie allmorgendlich, der einarmige Postbote Rasmussen auf seinem Dienstgang von Haus zu Haus durch die vier Klinkerstraßen des Landstädtchens Langebüll, das da nördlich von Husum, zwischen Geest und Marsch, unfern der Nordsee liegt und aus blanken Fensteraugen, über seine Schlummerdeiche und den Marschgrund hinweg, aufs graue Wattenmeer und die fernen Halligen hinausbliden — würde, wenn der hohe Außendeich längs der Küste es erlaubte. —

Der Briefträger Rasmussen hatte wohl seinen linken Arm, nicht aber seinen Humor im Kriege gelassen; er verstand es, mit munterem Schulterruck die Posttasche in den Griffbereich seiner fingernden Hand zu schleudern, und er hatte für jeden Empfänger ein Scherzwort, ja für schmutze, junge Empfängerinnen sogar ein Plauderminütchen übrig. Jetzt klopfte er am Hause des Schiffszimmermanns Jensen gegen die gewölbte Scheibe, reichte dem Doffnenden einen Brief durchs Fenster und sagte: „Folkert, Mensch, paß man auf, daß sie dich nich bei'n Stips kriegen!“ Lachend kniff er ein Auge ein und stiefelte weiter über die tönenden Klinker.

Folkert Jensen betrachtete mißtrauisch das Schreiben; Merret, seine Frau, blickte ihm dabei über die Schulter. Der Brief kam aus Hamburg: Justizrat Dr. Henrik Termühlen, Rechtsanwalt und Notar, stand auf dem Umschlag. — Was hatte das nun wieder zu bedeuten? Was wollte man von ihm? Er war Sturmführer, wenn auch noch ohne Sturm; denn in Langebüll gab es nur einen SA.-Trupp, und den führte er seit bald drei Jahren: er hatte ihn aufgebaut, er hatte ihn durch alle Schlägereien und Schikanen der letzten Jahre hindurchgebracht; seit drei Tagen trug er endlich wieder das Braunhemd, — und was kam nun —?

„Mach doch schon auf!“ sagte die Frau ungeduldig. Sie hatte den blonden Kopf auf seine Schulter gelegt und preßte die warme Schläfe zärtlich gegen seinen Hals. Er riß den Umschlag auf, und sie lasen:

Sehr geehrter Herr!

In Sachen des Kaufmanns Harro Wülfing aus Hamburg, der im Jahre 1924 von hier nach der Insel Gough (alias: Diego Alvarez) im Südatlantischen Ozean ausgewanderte, habe ich Ihnen eine wichtige Eröffnung zu machen. Ich bitte Sie, mich baldigst

hier in Hamburg aufzusuchen, und zwar zusammen mit Herrn Tim Burlager von dort, dem ich die gleiche Mitteilung zukommen lasse. Ihre Unkosten sowie etwa entgehender Arbeitsverdienst werden ersetzt. Ich bitte, Ausweispapiere mitzubringen.

Hochachtungsvoll

Dr. Termühlen.

Die Gedanken des Mannes blieben zunächst an dem Ausdruck „etwa entgehender Arbeitsverdienst“ hängen. Wie Hohn klang das für ihn, der nun schon seit — seit zwei und einem halben Jahr keine richtige Arbeit mehr hatte. So ein Rechtsanwalt rechnete freilich mit der Stunde: der hatte immer Arbeit, weil er vom Streit der Menschen lebte —!

„Harro Wülfing —“ sagte die Frau besinnlich, „das ist doch der, mit dem ihr im Feld zusammen gewesen seid! Der nachher Leutnant wurde! Ist das nicht der, von dem du mir mal erzählt hast, daß er euch hier besucht hat, in der Millardenzeit, Folkert?“

„Ja, der ist das!“ sagte der Mann. Er wurde plötzlich sehr wach. „Ich geh mal fix zu Tim!“ rief er, schon in der Tür, und stelzte langbeinig in ganz ungewohnter Eile aus dem Hause. Verwundert schaute ihm Merret durch die Scheiben nach. Sie liebte ihren Mann zärtlich und war stolz auf seine Führerstellung in der SA. Das Braunhemd und die Reithosen standen ihm gar so schmutz —!

Tim Burlager war seines Zeichens Maler und Anstreicher; in der SA. stand er als Scharführer. Auch er hatte seit langer Zeit keine Arbeit mehr; doch er war Junggesell, und sein Mutterwih pflegte ihn auch über trübere Stunden hinwegzubringen: er konnte noch spaßen, wenn andere nur noch murrten. — Als der Freund zu ihm ins Zimmer trat, rief er ihm entgegen: „Du hast wohl auch den Gestellungsbefehl aus Hamburg gekriegt, was, Folkert!? „In Sachen“ schreibt der Aktat, in Sachen . . .! Sollst sehen: Wülfing hat uns zu Erben eingesezt; der war immer ein nobler Hund! Junge, Junge, nu sind wir alle Not quitt!“

„Du hast ja 'n Vogel!“ sagte Jensen. „Wie kommst du auf so was?“

„Klar: Wülfing is tot! Sonst hätt' er schon lang mal geschrieben.“

„Gar nichts is klar! Aber nu sag eins: du fährst doch mit nach Hamburg?“

„Das kannst dir denken! Wir haben ja Zeit, Mann, — Zeit wie Wasser! Und nu is Wülfing also tot —“

„Was pinselst du da eigentlich an dem Kasten rum, Tim?“

„Ich streich meine Richte die Puppenküche neu an; die Lütte hat übermorgen Geburtstag. Man muß in Uebung bleiben, — bis Adolf einem was Größeres zu streichen gibt.“

Jensen seufzte: „Du bist immer obenauf, Tim! Aber ich —? Soll ich vielleicht Puppenboote zimmern? Ach, Mensch —!“ und er führte mit beiden Armen einen schier verzweifelten Hieb durch die Luft, als schwingte er die Art . . .

Doch dann besann er sich. „Daß man —!“ sagte er und ging stur aus der Stube.

Zwei Tage später fuhren die beiden Freunde nach Hamburg. Der Notar, ein Mann von gut und gern sechzig Jahren, empfing die Braunhemden mit westmännischer Liebenswürdigkeit, nötigte sie in altmodisch behäbige Sessel und bot Zigarren an. Nachdem er die Ausweise der Besucher geprüft hatte, wandte er sich an Follert: „Sie kennen Harro Wülfling persönlich, Herr Jensen?“

„Sawohl, Herr Justizrat!“

„Ach bitte, meine Herren, lassen Sie den Justizrat weg: dieser Titel schmeckt nach Kalk —!“

„Großartig!“ pläzte Tim heraus. Es wurde zwanglos.

„Sie sind befreundet mit Harro Wülfling, meine Herren?“

Follert antwortete: „Befreundet' kann man wohl nicht sagen; aber wir wären Kameraden: wir beide sind drei Jahre lang mit ihm zusammen im Felde gewesen. Tim und ich, wir dienten grade aktiv, und Wülfling kam 1915 als Kriegsfreiwilliger zu uns. Später ist er dann Leutnant geworden —“

„Ich weiß.“ Der Notar lehnte sich im Stuhl zurück und ließ einen kunstvollen Rauchring zur hohen Decke emporwirbeln. „Ich bin mit seinen Eltern nahe befreundet gewesen; Harro Wülfling ist mein Patensohn. Ist er nach Kriegsende mit Ihnen in dauernder Fühlung geblieben?“

„Oft geschrieben hat er nicht; aber er hat uns ein paarmal in Langebüll besucht,“ sagte Follert, der zu seiner eigenen Verwunderung hier den Sprecher machte, während er zu Hause gern dem geschätzten Tim das Wort überließ. — „Und dann hat er uns im Frühjahr 1924 geschrieben, daß er gefreit habe und auf die Insel auswandern wolle, weil ihm der Schweinfram in Deutschland bis an den Hals steht. Er hat es nicht so geschrieben; aber das war der Sinn. Wir wissen ja alle, wie's im lieben Vaterland zugegangen ist und noch zugeht, Herr Notar! Sie sind ja auch Parteigenosse —“

Dr. Termühlen nickte vor sich hin. „Näheres hat er Ihnen nicht geschrieben?“

„Nein, nichts weiter als das, und seitdem haben wir auch nichts mehr von ihm gehört.“

„Ist er denn nun wirklich tot?“ fragte Tim.

„Das weiß nur Gott,“ sagte der Notar ernst, „und Ihnen beiden, meine Herren, bietet sich die Möglichkeit, festzustellen, ob und wie unser Freund noch auf dieser Erde lebt. Ich darf jetzt wohl zur eigentlichen Sache kommen.“ Er nahm einen mehrfach versiegelten Umschlag vom Schreibtisch und las den Freunden die Aufschrift vor: „Verfügung, getroffen von Harro Wülfling in Hamburg am 15. Juni 1924, und am gleichen Tage hinterlegt bei Herrn Notar Termühlen in Hamburg. Ich bestimme, daß diese meine Verfügung nach Ablauf von acht Jahren, also am 15. Juni 1932, durch den Notar Termühlen zu eröffnen und zur Kenntnis

zu nehmen ist zwecks Veranlassung des Weiteren. Unterschrift: Harro Wülfling.“

Die beiden Freunde starrten gespannt auf den alten Herrn; unserm Follert war bereits die gute Zigarre ausgegangen. Der Notar fuhr fort: „Ich habe damals meinem Patensohn auf jede nur denkbare Weise abgeraten; vergebens! Ich habe mich auch dagegen gesträubt, diese Verfügung hier auf eine so unüberblickbar lange Zeitspanne, wie es acht Jahre für einen Robinson sind, uneröffnet hinzulegen; aber der Junge packte mich einfach an der Berufspflicht! Schon als Schüler war er der größte Starrkopf, der mir im Leben begegnet ist, und er ist es geblieben.“

„Das ist auch wahr!“ rief Tim. „Weißt du noch, Follert, wie der Hauptmann ihn an den Baum binden ließ, damals 1915 in Flandern? Und wie sie dann rauskriegten, daß er es gar nicht gewesen war, der die Enten geklaut hatte, und wie der Alte ihn vornahm, warum er denn nichts gepiept hätte?, da sagt er: Wenn Herr Hauptmann mich eines Diebstahls überhaupt für fähig halten, dann ist es völlig zwecklos, daß ich mich verteidige. Mein gutes Gewissen kann mir ja nicht genommen werden!“

„Ja, und so wird er stets aufs neue sprechen,“ sagte der Notar besinnlich. „Er ist zu stolz, mit der Welt zu rechten; lieber leidet er Unrecht.“

„Aber andere kann er nicht Unrecht leiden sehen,“ rief Follert eifrig. „Da haut er zwischen: du weißt ja, Tim!“

„Andere — das ist freilich etwas anderes,“ sagte der Notar. „Da haut wohl jeder von uns zwischen, oder wir wären keine anständigen Kerle mehr. Aber für sich selber —? Darum ist Harro ja auch außer Landes gegangen. Ich darf Ihnen jetzt wohl seine Verfügung vorlesen:“

„Hamburg, den 14. Juni 1924. Ich, der endesunterzeichnete Kaufmann Harro Wülfling, geboren zu Hamburg am 1. September 1897, zur Zeit noch in Hamburg wohnend, erkläre und bestimme hierdurch folgendes: Ich stehe im Begriff, auf eine der einsamsten Inseln dieser Welt auszuwandern. Da ich nicht beabsichtige, nach Europa zurückzukehren, da außerdem meine Eltern tot sind und ich ohne Geschwister geblieben bin, so könnte diese Verfügung sinnlos erscheinen, ja sie wäre es auch, wenn ich mit ihr bezwecken wollte, mir in der alten Heimat ein zweifelhaftes Meingedenken zu sichern. Ich schreibe das folgende aber lediglich als eine letzte Selbstabrechnung nieder; im übrigen sind es sachliche Gründe, die es mir wünschenswert erscheinen lassen, nach Ablauf von acht Jahren eine Verbindung mit der einstigen Heimat hergestellt zu sehen.“

Ich bin im Jahre 1915 in den Krieg gezogen mit der festen Hoffnung auf unsern Sieg; ich habe im Verlauf des Krieges die Vorstellung genährt, daß alle Deutschen, die aus diesem fürchterlichen Mörser unzerstampft heimkehren dürften, sich zusammenschließen und das Reich von innen her verjüngen, reinigen und kräftigen würden. Diese Vorstellung ist mir aus dem Geist der Frontkameradschaft erwachsen: aus dem Tiefsten und Edelsten, was ich bisher erleben durfte. Vorher war mir jede Kameradschaft fremd gewesen; denn als Jungen hatte man mich vom Volk abgesondert; man hatte mich gelehrt, daß die wahre Freiheitlichkeit des Menschen in der Vereinzelung bestehe; daß der Starke am mächtigsten allein sei; daß die Masse gar kein Urteil, dafür aber einen üblen Geruch habe; daß der Staat ein notwendiges Uebel sei, das nur beschränkte Köpfe in seinem Dienst dulde, und daß des wahren Kaufmanns Königtum in seinem privaten Unternehmungsgeist beruhe. Mit diesen wohlgemeinten Grundsätzen zog ich ins Feld und — mußte alsbald umlernen;

denn an Stelle jener Masse fand ich das Volk, an Stelle der Vereinzelnung fand ich die Kameradschaft, an Stelle des privaten Unternehmungsgeistes fand ich die selbstlose Aufopferung für die gemeinsame Heimat. Ich sah, daß eine große Idee in eines Volkes großer Not ihre schönsten Blüten zu treiben vermochte."

Der Notar hielt mit dem Vorlesen inne. „Hat er das nicht trefflich gesagt, der Junge?“, fragte er mit einem zärtlichen Aufleuchten seiner kühlen, grauen Augen; doch ohne eine Antwort abzuwarten las er weiter:

(Fortsetzung folgt.)

Der Baum im Hof

Von Elisabeth Schmitt

Er war eine ganz gewöhnliche Kastanien- und ein kümmerlicher Baum. Die hohen Mauern ringsum stahlen ihm Licht und Luft, und der Durst seiner Wurzeln war in dem gepflasterten Hof einzig auf das Spülwasser angewiesen, das die Frau des Hausmeisters zuweilen auf den schmalen Streifen Erde zu Frühen seines Stammes goß. Trotzdem tat der Kastanienbaum sein Bestes und vermittelte den Bewohnern des grauen Häuserblocks eine Ahnung vom Wechsel der Jahreszeiten. Wenn seine abgeschüttelten Knospenschüllen an den Panzertüchern des Schneiders hängen blieben, bemerkte dieser, daß der Frühling kam, und wenn die braunen, glänzenden Früchte über das Pflaster rollten, begann sich Karlchen, der kleine Sohn der Stickerin, als unverwundlicher Optimist bereits auf Weihnächten zu freuen.

Die Bewohner der Hofwohnungen kannten keine Geheimnisse voreinander. Sie sahen sich gegenseitig in die Fenster und wußten, was es bei dem Steuerbeamten zu Mittag gab, sie wußten, daß der Schildermaler gern trank, und sie wußten auch, daß auf seinem Handwagen im Hof unter dem Kastanienbaum in einer Malenacht die Emma vom Schneider und der Zimmerherr vom ersten Stock, ein Ingenieur, gesessen und sich geküßt hatten. Es gab ein paar Freundschaften und mehr Freundschaften, viel Haß und ein wenig Liebe in der kleinen Welt rund um den Kastanienbaum, gerade so wie in der großen Welt draußen.

Der Eigentümer des Häuserviereds war ein Ausländer, einer von denen, die in der Inflationszeit für ein Butterbrot den Besitz erworben hatten, er sah irgendwo in einer fernen Stadt und hatte an seinem Besitz kein anderes Interesse, als daß er ihm sein Kapital verzinsle. Die mit der Verwaltung des Hauses zusammenhängenden Geschäfte waren einem gewissen Dr. Reuther übertragen. Eines Tages erschien nun dieser Dr. Reuther in Begleitung eines fremden Herrn im Hofe unter dem Kastanienbaum. Sie entfalteten einen Plan, machten mit Schritten einen Platz aus und begleiteten ihr Gespräch mit weitausladenden Gesten. Da und dort öffnete sich verstoßen ein Fenster, und ein lauschender Kopf wurde sichtbar. Was wollten die Herren? Der Hausmeister schlenderte heran und küßte grüßend seine Kappe. Er hatte ein Recht, die Neugierde zuerst zu erfahren. „Aber der Baum muß selbstverständlich weg,“ sagte der fremde Herr. „Ich habe nichts dagegen,“ antwortete Dr. Reuther.

Am Abend wußte es schon das ganze Haus. Ein Lagerschuppen sollte mitten im Hof gebaut werden, und der Kastanienbaum mußte ihm weichen. „Eigentlich schade um den Baum,“ meinte die Hausmeisterin, obwohl sie immer murzte, weil der Baum soviel Anordnung machte. „Es war doch etwas Grünes vor den Augen,“ seufzte die Stickerin. Am härtesten aber traf es Emma, die Schneiderschöpfung. „Denk dir nur, Hans,“ berichtete sie „ihrem“ Ingenieur, „unseren lieben alten Kastanienbaum wollen sie umschneiden!“ Hans erschrak. Auch für ihn hatten die Blütenkerzen des Baumes in einer seligen Nacht geleuchtet.

Ob sie heute schon kommen werden? Die unausgesprochene Frage zitterte durch das Haus. Wohl hundertmal schaute die Stickerin von ihrer Arbeit auf und nach dem Baum, der Steuerbeamte verlangsamte den Schritt, als er vom Amt heimkehrte und fürchtete, den Baum nicht mehr anzutreffen, und in der Abenddämmerung hatte jemand den Schildermaler gesehen, wie er den Stamm des Baumes umklammert hielt und im Rausch seinen Schmerz hinausgeschluchzte.

„Man sollte mit dem Hausverwalter reden,“ schlug der Herr Ingenieur vor und fand begeisterte Zustimmung.

Zuerst lachte Dr. Reuther, dann wurde er ungeduldig. Das waren Sentimentalitäten, um die sich ein Geschäftsmann wahrlich nicht kümmern konnte. Der Kastanienbaum werde keinen Ertrag ab, für die Ueberlassung des Platzes aber werde Miete bezahlt, und ein Verwalter habe die Vorteile des Besitzers zu wahren. In vierzehn Tagen werde der Lagerschuppen gebaut, und damit Schluss.

Es war, als ob das Haus einen zum Tode Verurteilten beherberge. Alte Feindschaften wurden begraben, um das drohende Unheil zu besprechen, neue Freundschaften wurden

gegründet, um es abzuwenden. Emma meinte, man sollte den Baum laufen und den Platz, auf dem er stand, mieten, und die Hausmeisterin, die ihr sonst Spinnfeind war, trug diese Idee bereitwillig durch das ganze Haus. Ja, wieviel kostet denn so ein Baum, und was kostet die Miete? Wieder war es der Herr Ingenieur, der den Weg zu Dr. Reuther machte. Als er nach Hause kam, nannte er den begierig Wartenden einen Betrag, der weit über die Verhältnisse jedes Einzelnen ging. Traurig ließen sie die Köpfe hängen. Aber mußte es ein Einzelner sein, konnten sie nicht alle miteinander, vom Erdgeschoss bis in das vierte Stockwerk, das Geld aufbringen?

Mit einem Sammelbogen eilte die Hausmeisterin von Tür zu Tür. Die Rettung des Baumes war für sie nun Ehrensache. Keiner schloß sich aus, alle Mieter unterzeichneten, und mancher brachte damit ein wirkliches Opfer. So konnte man den Mann, der den Lagerschuppen bauen wollte, überbieten, und der Hausverwalter mußte weiterhin die Vorteile des Hausbesizers wahren und den Mietern den Platz mitsamt dem Baum zu dem besseren Preis überlassen. Nachdem bei einem Notar der merkwürdige Kauf- und Mietvertrag aufgesetzt wurde, waren die Bewohner des Hauses die rechtmäßigen Eigentümer eines Kastanienbaumes geworden.

„Unser Baum!“ sagten nun stolz die Leute, wenn sie nach Feierabend vor ihre Türen traten oder zum Fenster hinausliefen. Aber der Besitz eines Baumes verpflichtet. Man muß ihn pflegen und ausreichend begießen, und düngen muß man ihn auch. Der Steuerbeamte war auf dem Land aufgewachsen und daher sozusagen Fachmann. Er ließ sich von einem Kollegen ein Buch über die Kultur von Laubbäumen, und dann er eiferte man sich tagelang, ob Kali oder Phosphat oder Thomasmehl oder gar natürlicher Dünger dem Gedeihen des Baumes zuträglich wäre.

Die gemeinsame Sorge um den Baum brachte die Menschen einander näher, man fand sich auch sonst ein wenig sympathischer. Und als der Ingenieur Rabenlehner Hochzeit mit Gränslein Emma feierte, nahmen vierundfünfzig Mieter regen Anteil. Als das junge Paar aus der Kirche kam, gewährte man ihm in Anerkennung seiner Verdienste um den Baum eine besondere Gunst, die höchste, die man zu gewähren hatte. Es durfte nämlich zur ewigen Erinnerung an diesen Tag sein von einem Herzen umgebenes Monogramm in die Rinde des Baumes schneiden.

Wer durch die häßliche Straße der Stadt geht und an einem der häßlichen Häuser das schmutzige Tor öffnet, der sieht einen schlecht gepflasterten Hof und in seiner Mitte, wie einen Gruß von freier Erde, einen schönen Kastanienbaum. Denn dieser Kastanienbaum und seine Geschichte sind nicht erfunden, und er steht noch heute dort. Man kann ihn sehr leicht an einem eingeschnittenen Herzen erkennen, worin sich ein E ganz innig an ein H schmieg.

Büchertisch

Das große Jahrbuch der Natur. 384 S. Lex.-8°. Rund 500 Textbilder, 16 viel farbige und 32 Tiefdrucktafeln. In Leinen gebunden RM. 6.50. Franckh'sche Verlags-handlung, Stuttgart.

Alles, was es in der Natur zu sehen und zu erleben gibt, spiegelt sich wider in diesem prächtigen Werk. Von Blumen und Tieren, von der Heimat und fremden Ländern, von den Kräften der Erde, von Mond und Sternen erzählt dieses Buch in anregenden, fesselnden Berichten mit rund 500 Bildern, 16 farbigen und 32 Tiefdrucktafeln. Mit seinen über 400 Beiträgen namhafter Forscher und beliebter Schriftsteller wird dieses Werk allen, die Natur und Heimat lieben, eine schier unerlöschliche Quelle der Unterhaltung und Bildung sein.

Pflanzen- und Tierkunde, Geologie, Astronomie und Meteorologie, Chemie, Physik, Länder- und Völkerkunde, Kulturgeschichte sind in diesem Werk berücksichtigt; Erzählungen, anschauliche Schilderungen, Forschungsberichte, Aufgaben und Beobachtungen, praktische Ratschläge für Blumen-, Tier- und Gartenpflege sind hier zu finden: Das große Jahrbuch der

Natur ist ein rechtes Hausbuch für jede Familie, das man immer und immer wieder zur Hand nimmt.

Dah der Verlag bei so verschwenderisch reicher Ausstattung das Buch zu diesem Preise herausbringen kann — es kostet nur RM. 6.50 —, ist ein Beispiel von verlegerischer Kühnheit, das sich sehen lassen kann.

Karl Ewald: Tante Eidergans, 139 Seiten, Oktav. Ganzleinen RM. 2.80. Franck'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Der Name Karl Ewald ist bereits zu so einem festen Begriff geworden, daß es sich eigentlich erübrigt, noch Allgemeines über ihn zu sagen. „Die Fürsten des Jahres“ und „Tante Eidergans“ sind zwei Ewald-Neuausgaben, die sich wirklich an

die bisher erschienenen Bände würdig anreihen. Beide enthalten naturwissenschaftliche Märchen. Märchen, die letzten Endes doch keine sind, denn jedes solcher Märchen kann nur dazu beitragen, uns das tiefe, unsagbare Wesen der Natur näherzubringen. Und so spricht aus diesen Geschichten wieder die ganze Art Ewalds besonders deutlich zu uns. Naturwissenschaft und Naturkunde ist es, was er in seinen Büchern lehrt, aber er lehrt es nicht schulmeisterlich und vom Standpunkt des Rathgebers herab, sondern er lehrt es, indem er hineingeht in das Geschehen der Natur und der Jugend dann die Dinge zuträgt, so daß sie sie freudig aufnimmt und im Laufe dieser schönen Unterhaltung vieles Nützliche und sehr Notwendige lernt. Ein feiner Humor klingt überall durch und belebt auf das Schönste diese beglückenden Märchen.

Der verlorene Ring

Isländische Erzählung von Kristmann-Submundsson

Ueber den Bergen stand die rötliche Feuer säule des Vulkans — so hatte sie wochenlang schon gestanden. Das Tal lag von den Bergen beschützt, die Lava konnte es nicht erreichen. Aber Arvid würde sie erreichen und dann — ja dann würde Arvid Gudlaugsson ausgelöscht sein, und seine Asche würde mit der Lava eins werden. Er fühlte nach dem Ring in seiner Tasche, dem glatten Goldring. „Für Sita“ stand darin geschrieben. Sita aber hatte sich gestern mit einem anderen verheiratet.

Spät am Abend kam Arvid zu einem einsamen Hof in den Bergen. Er lag in einer Talmulde, am Rande eines kleinen Gewässers.

Es sah sauber und ordentlich aus in dem kleinen Hofst. Arvid klopfte mit drei Schlägen gegen die wettergraue Hofstür, und eine alte Frau öffnete. Ihre Haare waren silberweiß, die Augen tief und schön. Sie erwiderte freundlich seinen Gruß und bat ihn, einzutreten. Vielleicht war sie verwundert, den städtisch gekleideten Mann zu sehen; aber sie sagte nichts.

Arvid trat in eine niedere Stube. An einem Tisch am Fenster saß ein alter Mann, ihm gegenüber ein junges Mädchen, mit Augen, die groß und dunkel aus dem weißen Gesichte leuchteten.

„Wo will der Fremde hin?“ fragte der alte Mann.

„Ich bin am Ziel,“ erwiderte Arvid ausweichend.

„Hoffe, er wird hier übernachten,“ kam es von der Frau.

„Es ist zu spät zum Weitergehen.“

Heute oder morgen — dachte Arvid. Die Ewigkeit wartet.

„Ja, danke,“ sagte er, „ich bleibe gern.“

Während die Frau in der kleinen Nebenkammer ihm ein Nachtlager bereitete, ging er zum Wasser hinunter. Es war ein stiller Abend, nur ganz fern hörte man das Dröhnen und Krachen des Vulkans. Die Wasseroberfläche lag blank und glatt und spiegelte das Schiff und tief unten das Bild des wolkigen Himmels wider.

Arvid hörte leichte Schritte hinter sich und sah sich um. Es war die junge Tochter des Hofes. Schön war sie. Sie ging an ihm vorbei und startete ins Wasser.

„Suchen Sie etwas?“ fragte er und kam zögernd näher.

„Den Ring!“ antwortete sie leise.

„Sie haben einen Ring verloren?“ fragte er, und sein Herz klopfte stärker.

„Ich habe ihn ins Wasser geworfen.“

Plötzlich überkam ihn ein Gefühl der Unwirklichkeit. Dieses einsame Tal, der ferne Donner, der aber manchmal wie aus dem Boden unter den eigenen Füßen zu kommen schien, der rote Schein über den Bergen im Norden und die feurige Säule — und dieses junge, geheimnisvolle Geschöpf; alles war unsagbar seltsam und unsagbar schön! Sein bisheriges Leben schien ihm so fern, als ob er es geträumt hätte.

„Sita!“ rief eine Stimme vom Hofe her, „Sita, sage dem Fremden, daß er sich jetzt schlafen legen könne, wenn er wolle!“

Sita? Es traf ihn wie ein Schlag, doch es tat nicht weh. „Weshalb hast du deinen Ring ins Wasser geworfen, Sita?“ fragte er leise.

Sie sah ihn mit ihren großen, dunkelblauen Augen ernst an: „Er schrieb, er liebe eine andere, da warf ich den Ring fort. Aber eines Nachts träumte ich, daß einer zu mir sprach: Wenn du deinen Ring wieder findest, dann kommt die Liebe wieder zu dir!“

Sie sprach so ruhig; nicht einen Augenblick empfand er, wie seltsam das alles war.

„Sita, ich wünsche dir, daß du deinen Ring bald findest!“

Die Sonne schien durch das kleine Fenster, als Arvid am Morgen erwachte. Im ersten Augenblick konnte er nicht begreifen, wo er war. Aber dann hörte er das ferne Getöse des Vulkans, und alles fiel ihm wieder ein. Er fühlte sich leicht

und ausgeruht, und gleichzeitig lag es wie ein dünner Schleier über seinem Denken, der das Leid linderte.

Er blieb den Tag über auf dem Hof und half den dreien beim Heuen. Das junge Mädchen allerdings richtete nicht viel aus; lange Zeit konnte es dastehen und verloren vor sich hinstarren. Am Abend ging er wieder zum Wasser hinunter.

Die ungewohnte Arbeit hatte Arvid müde gemacht. Still saß er da und genoß die Ruhe. Da weckten ihn Sitas leichte Schritte aus seiner Versunkenheit. Sie legte leicht die Hand auf die Schulter und sah über das Wasser hinaus.

„Ich habe ihn nicht gefunden,“ klagte sie, „gestern nicht, aber vielleicht heute.“

Die Tage vergingen und wurden zu Wochen. Der Sommer war mild und gut, die Nächte hell. In den Bergen polterte der Vulkan, doch er richtete keinen Schaden an.

Auf dem kleinen Hof ging das Leben gleichmäßig weiter. Arvid half bei der Feldarbeit. Das machte sich ganz von selbst. Die beiden Alten behandelten ihn, als ob er seit je zu ihnen gehört hätte, und fragten ihn niemals nach seiner Vergangenheit oder Zukunft. Und wie die Tage so dahinzogen, kam Ruhe und Friede über ihn. Er hatte zur glühenden Lava gehen und sich von ihr begraben lassen wollen, vielleicht würde er es auch einmal später noch tun — aber es eilte ihm nicht.

Ein ungewöhnlich schöner, sonniger Tag zog über dem Tale auf. Die Feuer säule im Norden war kleiner, das unterirdische Dröhnen schwächer und ferner geworden. In der kühlen Luft ahnte man den Herbst. Die Heuarbeit war vorüber, und so machten sich Arvid und Sita auf eine lange Wanderung in die Berge über dem Hof; es sollte eine schöne Aussicht von dort oben sein.

Es wurde ihm warm von dem steilen Aufstieg. Aber Arvids Körper war stark und geschmeidig geworden und sein Herz froh.

Und auch in Sitas große, dunkelblaue Augen war ein neuer Glanz gekommen, neues Leben in das schöne Gesicht; ja selbst ihr herbitgelbes Haar schien sich wilder, lebendiger zu bouschen.

Nun hatten sie die Höhe erreicht. Das kleine Anwesen tief unten verschwand fast in dem einsamen Tal. Sie blickten über ferne Gehöfte, über weite grüne Matten, die eingebettet zwischen den gewaltigen Bergen lagen. Sie konnten jetzt auch den Vulkan genau sehen und die stets kleiner werdende Feuer säule, und ganz im Hintergrunde, weit, weit entfernt, erblickten sie einen Streifen des Meeres. Das alles war ihre Heimat, war Island, märchenhaft schön und wild.

„Sita,“ sagte er — und es klang verlegen; sie war so herrlich, wie sie da auf dem grauen Felsenrunde vor ihm stand — „Sita, nun ist es schon lange her, daß du deinen Ring gesucht hast!“

Sie wandte sich zu ihm und lachte: „Ich war gewiß schon ein bißchen wunderbar geworden; aber jetzt — jetzt ist das alles wieder gut.“

Er griff in seine Tasche und zog einen Ring hervor — den Ring, der für eine andere bestimmt gewesen.

„Du mußt nie mehr nach ihm suchen — sieh einmal,“ und er ergriff ihre schlante Hand. „Hier steht: Für Sita!“

Sie starrte ihm ins Gesicht, und ihre Augen leuchteten. „Ist das wirklich wahr?“ fragte sie, und ihre Stimme klang wie eine dunkle Melodie.

„So, kleine Sita,“ sagte er jubelnd, „stehst du, jetzt haben wir deinen Ring gefunden!“

Da war es, als ob die Natur den Atem anhielte. Die Feuer säule zwischen den Felsen dort hinten sank plötzlich in sich zusammen und verschwand im Krater des Berges. Das unterirdische Dröhnen hörte auf. Und eine große Stille umgab zwei Menschenkinder, die einander hier oben auf dem Bergesgipfel für immer gefunden hatten.